

HOTEL AMERIKA

Zur Neuausgabe des Amerika-Romans Maria Leitners bei Reclam

Die Aufmerksamkeit für Autorinnen der Weimarer Republik ist in den letzten Jahren wieder größer geworden, nachdem die erste Reihe, also Fleißer, Keun, Baum, vielleicht auch Seghers (die ein Sonderfall ist) spätestens seit den

siebziger Jahren wieder entdeckt wurden. Dabei ist der Kreis der Autorinnen und Texte in letzter Zeit deutlich erweitert worden.

Maria Leitner gehört nun schon seit einigen Jahren zu den Autorinnen, deren Texte immer wieder Neuausgaben erfahren haben oder erstmals gesammelt vorgelegt worden sind.

Besondere Aufmerksamkeit hat dabei Leitners Roman *Hotel Amerika* auf sich gezogen, der nun – neben den zahlreichen, editorisch wohl kaum bemerkenswerten Online- oder Print on demand-Angeboten – binnen zehn Jahren bereits die zweite Neuausgabe erlebt.

Dieses Mal aber nicht in einem kleinen Verlag wie Mokka in Wien, bei dem der Roman 2013 erschien, sondern nun im großen Reclam-Verlag, in dem der Roman nun in einer Reihe literarischer Klassiker vorgelegt worden ist. Zuvor hatte Leitners Roman vor allem in den 1960er Jahren in DDR-Ausgaben Aufmerksamkeit gefunden. Die erste Welle der literarischen Funde in der bundesdeutschen Literaturszene ist an Leitner vorübergegangen, was insofern bemerkenswert ist, als sie wenigstens in einigen Teilen von der Studentenbewegung geprägt war und eine sozialistische Prägung von Autorinnen nicht zwingend hinderlich gewesen ist. Denn die ist bei Leitner, die zwar zeitweise im Auftrag des Ullsteinkonzerns auf Reportage-reisen gegangen war, nicht zu übersehen.

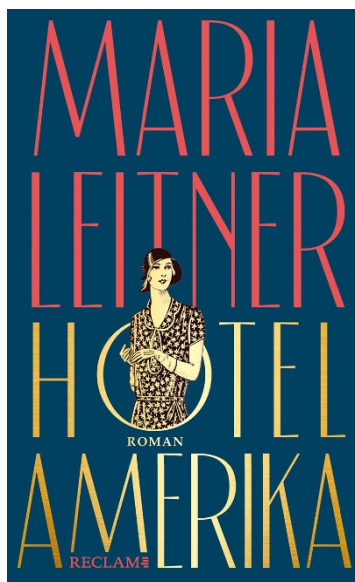
Allerdings ist auch nicht zu leugnen, dass die Bemühungen um Maria Leitner und ihre Publikationen nur bedingt erfolgreich gewesen sind, gerade was ihren *Hotel-Roman* angeht.

Hotel Amerika erschien erstmals 1930 im KP-

nahen Neuen Deutschen Verlag und erlebte zwei Jahre später eine weitere Auflage in der Universum Bücherei für alle, also einem Buchclub im linken Spektrum. Dabei wurden, wenn man den Angaben der Deutschen Nationalbibliothek trauen darf, jeweils 6.000 Exemplare gedruckt. Das sind beachtliche Auflagen, die deutlich über das hinausgehen, was etwa bei S. Fischer für Werke von Autor/innen eingesetzt wurde, die noch durchzusetzen waren. Allerdings bewegen wir uns mit diesen Verlagen in einem Segment, in dem höhere Auflagen durchaus geboten waren, da der Reso-

nanzbereich der Arbeiterbewegung größer war als das Bildungsbürgertum für auch renommierte Verlage. Gerade aber unter dieser Prämisse ist es bemerkenswert, dass Leitners Roman eben über diese beiden Ausgaben, mit denen er eine Gesamtauflage von 12.000 Exemplaren erreichte, nicht hinauskam.

Dennoch wird man Leitner einen relativ hohen Bekanntheitsgrad zugestehen müssen, was gerade dadurch angezeigt wird, dass sie nicht nur als Ullstein-Journalistin tätig war und in der linken Presse publizierte (ein Junktim, das nicht ungewöhnlich ist). Ihr war es darüber hinaus möglich, auch im Buchmarkt aktiv zu werden, was ja gerade für Autor/innen im Feuilleton anzeigt, dass sie auf eine größere Wirkung aus waren und dies ihnen auch zugetraut



wurde. Eine Hoffnung allerdings, die im Fall Leitner sich anscheinend nicht erfüllt hat. Spätestens mit der Machtübernahme der Nazis Anfang 1933 war für linke Autor/innen wenig erwartbar.

Auch die späteren Ausgaben haben sich nicht verstetigt. Die DDR-Ausgaben bilden eh ein eigenes Biotop, sind in den Auflagen aber meist höher als im Westen. Die Dietz-Ausgabe von 1960 gab eine Auflage von 40.000 an. 1974 ist der Roman dann nochmals bei Aufbau erschienen, bis sich dann Mokka an eine seriöse Neuausgabe machte.

Die Beharrlichkeit, mit der der Roman immer wieder aufgenommen wird, ist also beachtlich, aber für einen Publikumserfolg ist das zu wenig – was eben vielleicht auch mit dem Text selbst zu tun hat.

Dass Leitners Texte immer wieder Aufmerksamkeit auf sich ziehen, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass sie sich mit Themen beschäftigte, die aus den späten 1920er Jahren immer noch bis zu uns ausstrahlen. *Hotel Amerika* bedient dabei ein mehr oder weniger fest gefügtes Bild der USA, in dem die Prekarisierung der Zugewanderten eine zentrale Stelle einnimmt. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist – so und sicher zurecht gesehen – auch das Land der unbegrenzten Ausbeutung. Wer hier nicht funktioniert und mitspielt, geht unter. Zumal es in den USA des frühen 20. Jahrhunderts keine etablierte, festgefügte Vertretung der arbeitenden Bevölkerung gibt, wie Europa das kennt, Gewerkschaften und Betriebsräte haben einen viel schwereren Stand. Die Arbeiter sind auf sich allein gestellt, auch in den Dienstleistungsbranchen wie den Hotels, in denen der Roman spielt.

Leitner setzt mit ihrem Roman gerade da an, denn die Ereignisse im Hotel Amerika entzündeten sich an der miserablen Versorgung und an der unfallträchtigen technischen Ausstattung des Hotels, die für Empörung sorgen. Einmal mit dem gemeinsamen Protestieren angefangen, kann man gleich weitermachen, scheint's. Und eine bislang dezidierte auf ihr persönliches Fortkommen fokussierte Figur – das Zimmermädchen Shirley – beginnt für die anderen zu sprechen. Was ihr zwar die Kündigung ein-

trägt, aber eben auch einiges an Erkenntnis generiert. Der Roman endet deshalb mit dem Ausblick: Shirley wird lernen und sie wird dennoch das Leben genießen.

Der Roman ist mithin und offensichtlich auf die Entwicklung einer Interessenvertretung der arbeitenden Klassen hin ausgerichtet. Die Hotel-Szenerie eignet sich gerade wegen ihrer Ausstattung dafür besonders gut: Hier treffen eben nicht nur Arbeiter und Unternehmer aufeinander, sondern Akteure unterschiedlicher sozialer Herkunft und mit unterschiedlichem Status. Die „parasitäre Existenz der herrschenden Klasse“ wird durch die zahlenden Gäste, die ihr Vermögen verzehren und dabei die Dienste der Hotelangestellten gnadenlos in Anspruch nehmen, direkt erfahrbar. Korrespondierend dazu die Skizzen der Akteure im Hotelbetrieb, die eben nicht nur ausgebeutet, sondern auch permanent deklassiert und erniedrigt werden. Arm zu sein ist hier ein unmittelbar spürbarer Mangel. Und man sieht, wie leicht es fällt, in einen komplementären Jargon zu verfallen.

Leitner hat diese Themen zudem in zahlreichen Reportagen thematisiert, die – wie sich den Ausgaben dieser Texte, die von Helga und Wilfried Schwarz in den letzten Jahren zugänglich gemacht worden sind, nachlesen lässt – das System Amerika nicht minder scharf kritisieren. Was allerdings in den Reportagen als vielleicht parteiische, dennoch bestechende Anamnese erscheint, ist im Roman durch einen kaum zu verhehlenden Mangel überdeckt, seinen kaum tragfähigen Plot.

Dass der Roman sprachlich und literarisch das Niveau einer Marieluise Fleißer, Anna Seghers oder einer Irmgard Keun nicht erreicht, ist ihm dabei nur bedingt vorzuhaltend. Leitner bewegt sich stilistisch deutlich im breiten literarischen Mainstream der 1920er Jahren. Dort ragt sie weder positiv noch negativ besonders hervor. Das mag man beklagen, aber der Roman hat sichtlich andere Schwerpunkte als den, literarisch besonders innovativ zu sein. Man mag sogar argumentieren, dass der Stil die anvisierte Leserschaft Leitners eher bedient als die stilistischen Eskapaden der späteren Autorinnen. Bedenklich aber ist die Anlage des Plot, der

dann doch Schwächen hat.

Soweit der Roman dem Zimmermädchen Shirley folgt, ist er hinreichend plausibel. Shirley erhofft sich den Ausstieg aus dem schäbigen Hoteldienst zu einem sorgenfreien und versorgten Leben, der permanenten Feier, wenn man so will. Vehikel soll dafür eine Bekanntschaft sein, ein Hotelgast namens Fish, der sich allerdings als Enttäuschung entpuppt. Statt des märchenhaften Aufstiegs erwarten Shirley nun die Mühen des Erkenntnisgewinns und – wenns denn so weit käme – der solidarischen Kooperation der prekär Beschäftigten.

Die Geschichte um diesen Herrn Fish dominiert seinerseits große Teile des Romans, versucht Fish doch einen stinkreichen Verleger, der im Hotel just in der Spielzeit des Romans die Hochzeit seiner Tochter ausrichtet, mit Briefen dieser jungen Frau zu erpressen, die in irgendeiner, nur angedeuteten Weise verfänglich sind. Die Briefe in der Öffentlichkeit breitgetreten, vielleicht sogar über einen Schadenersatzprozess, den Fish androht, könnten dem Verleger größeren Schaden zufügen. Um das Ganze eskalieren zu lassen, schmuggelt sich Fish als Kellner in die Hochzeitfeierlichkeiten, läuft aber mit all seinen Aktionen auf. Die Erpressung schlägt fehl. Der Erpresser wird seinerseits betrogen.

Der Plot spielt naheliegend mit der Problematik von öffentlicher Meinung, der auch Prominente und wohlhabende Leute unterworfen sind, entwickelt die Handlung aber unplausibel und ungeschickt. Mit anderen Worten, der Roman ist gut gewollt, aber eben nicht gut gemacht, wenigstens längst nicht so gut wie die Reportagen Leitners, denen man zwar gleichfalls die Lehre abliest, die aber durch ihre Umfangsbeschränkungen auf das Wesentliche konzentriert sind.

Das Dilemma, eine interessante Botschaft, aber keinen gut entwickelten Roman vor sich zu haben, lässt sich freilich ohne weiteres aussitzen – was allerdings, wenns schlecht läuft, zu Lasten von Autorin und Buch, wenigstens aber zu Lasten des übrigen Werks geht. Denn weder eine politische Einstellung noch journalistische Meriten noch ein tragischer Lebensverlauf vermögen am Ende ein Buch zu tragen, das eben

Schwächen hat.

Das scheint auch den Machern dieses Romans bewusst gewesen zu sein: Katharina Prager, die das Nachwort zur Neuausgabe verfasst hat, fokussiert vor allem auf die Biografie Leitners, ihre journalistischen Verfahren und auf ihre sozialpolitischen Themen. Leitner wird von Prager als „Pionierin der investigativen Sozialreportage“ vorgestellt, dem man zustimmen wird. Freilich macht sich der Umstand, dass ihre Texte „sofort auf die ‚Listen schädlichen und unerwünschten Schrifttums‘“ gesetzt worden seien, nicht zur „bedeutende(n) Intellektuellen“ – das eine hat schlicht mit dem anderen nichts zu tun. Von den Nazis wurden auch schwache Autor/innen inkriminiert, die entweder das falsche Parteibuch hatten oder als jüdisch klassifiziert wurden. Ungenau ist zudem der Bezug zur *Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* der Reichsschrifttumskammer, die erstmalig mit dem Stand 31.12.1938 erschienen ist. Es findet sich dort im übrigen nur der Roman *Hotel Amerika*. Ansonsten hat es im Vorfeld zahlreiche Listen anderer Behörden gegeben, auf denen Leitners Publikationen gestanden haben werden. Aber davon ist eben nicht die Rede.

Dem Ansatz Pragers wird man allerdings ansonsten zustimmen können: Die Fragen und Problemlagen der Solidarisierung, die sich für jede soziale Gruppe anders darstellen und zu anderen Lösungen geführt werden müssen, sind eben nicht nur Themen, die in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren Interesse auf sich gezogen haben. Sie haben bis heute Aktualität behalten. Freilich scheint Prager mit ihrem appellativen Schlusssatz darauf verweisen zu wollen, dass die Behandlung solcher Themen auf unsere Gegenwart übertragbar ist: Es „geht um nichts weniger als den Umgang mit Differenz und die Möglichkeiten gemeinsamen politischen Handelns.“ Differenz meint hier wohl, dass die (männlichen) Kellner mit ihrer Protestaktion erfolgreicher sind als das (weibliche) Personal, weil – angesichts der Magnatenhochzeit – die Unternehmensleitung unter Druck steht, während die Zimmermädchen und andere einfach nur abgekanzelt werden können. Ihr Protest hat keine Folgen, ganz im

Gegenteil, für die Gäste ist er geradezu empörend. Was bildet sich das Personal nur ein.

Freilich sind die „Möglichkeiten gemeinsamen politischen Handelns“, die Prager so offensiv an-, aber nicht ausspricht, für eine Autorin wie Leitner, die der KP oder ihrem Umkreis zuzuordnen ist, wohl recht klar benennbar: gewerkschaftliche und parteipolitische Organisation sollten bei ihrer Antwort im Vordergrund stehen, vielleicht die Gründung einer Betriebszelle – was eben auch erkennbar macht, dass Shirley, sicher auch aus Unerfahrenheit, taktisch unklug agiert, indem sie sich zu ihren Anklagereden hinreißen lässt. Solidarität kann sie jedenfalls von ihren Leidensgenossinnen nicht erwarten.

Nun muss man von einem Nachwort keine tief-schürfende politische Diskussion erwarten, aber Prager bietet als Folie, auf der der Roman gelesen werden kann, ja gerade seine politische Aktualität an – um genau diesen Aspekt auffallend unpräzise zu belassen, eben sich auf einen Appell beschränkt.

Die auch historischen Differenzen zwischen USA und Europa werden ausgeblendet (etwa die unterschiedliche Position von Gewerkschaften in Europa und den USA, in den 1920er

Jahren wie in der Gegenwart), sie verweist, wenn man ihren Appell aber mit Inhalt füllen soll, auf ein fast schon vorpolitisch zu nennendes Konzept politischer Arbeit, das außerhalb institutionalisierter Gruppen wie etwa Parteien, Gewerkschaften oder Betriebsräte seinen Ort hat. Das macht einiges her, scheint es doch auf Aktions- und Organisationsformen zu verweisen, die historisch aus den Bürgerinitiativen der 1970er Jahre stammen, heutzutage eine große Attraktivität haben und werden breit wahrgenommen werden. Dass es aber für Solidarität und Interessenvertretung mehr braucht als spontane Solidaritätsbekundungen, sollte immerhin berücksichtigt werden. Ob eine solche Diskussion von Leitners Roman tatsächlich befördert würde, bliebe aber zu fragen. Dafür scheint er dann doch zu einfach angelegt und sich mit zu vielen Themen abgeben zu wollen.

Maria Leitner: Hotel Amerika. Roman. Mit einem Nachwort von Katharina Prager. Ditzingen: Reclam 2024. 255 Seiten. 25,00 Euro.

Walter Delabar

Unredigierte Vorabpublikation aus JUNI Magazin 63/64